

**Verleihung des
Denkmalpflegepreises der Oberfrankenstiftung
an
Manuela und Roland Dorscht
und
Krystina und Reinhard Stegert**

15. Oktober 2014

**Laudatio des Vorsitzenden des Stiftungsrats
Regierungspräsident Wilhelm Wenning**

Denkmalpflege hat viele Gesichter. Im Kern geht es aber immer um Dasselbe: Es geht nicht um alte Mauern, Balken oder Putze. Im Kern stehen die Geschichten, die uns die Bauwerke aus vergangener Zeit erzählen: Geschichten von ihren Erbauern und ihren Bewohnern, Geschichten von Menschen. Indem wir das Haus schützen und pflegen, es bisweilen sogar vor dem Verfall retten, bewahren wir jene Geschichten für die Nachwelt. Da kann ein Tropfhaus oder ein bescheidenes Handwerkerhaus genauso spannende Geschichten erzählen wie ein prächtiges Schloss.

Deswegen ärgern mich Denkmalpreise, bei denen eigentlich, wenn man es über Jahre verfolgt, nur hochherrschaftliche Bauten eine Chance haben. Und es ärgert mich, wenn dabei Design mehr zählt als die Bewahrung der Substanz, um die es bei der Denkmalpflege doch geht. Und nebenbei gesagt, es ärgert mich, wenn bei derartigen Preisen unser Regierungsbezirk regelmäßig zu kurz kommt.

Da ist es gut, dass es den Denkmalpreis der Oberfrankenstiftung gibt. Nicht bloß, weil hier natürlich nur vorbildlich sanierte oberfränkische Baudenkmäler eine Chance haben. Auch deshalb, weil bei uns das kleine, dörfliche Bauernhaus genauso zum Zug kommt wie größere, auffälligere Bauten. „Schafstall, Trüpfhaus und Schloss“ heißt die Dokumentation über unseren Denkmalpreis, die vor sechs Jahren Hellmut Albrecht und Professor Günter Dippold erstellt haben. Der Titel ist Programm: Ein Schafstall oder ein winziges Arme-Leute-Haus kann genauso preiswürdig sein wie ein Schloss.

Heute zeichnen wir zwei Bürgerhäuser aus, die kaum unterschiedlicher sein könnten: Das eine steht im Bamberger Land, ein behäbiger Fachwerkbau im engen städtebaulichen Kontext; typisch fränkisch kommt es daher. Das andere ist in Marktredwitz, ist viel jünger, es steht allein, inmitten eines Parks, und es lehnt sich in der Form an ein Schwarzwaldhaus an.

Beginnen wir, wie es sich gehört, mit dem älteren Objekt, dem Anwesen Altenbach 27 in Scheßlitz. 1716 entstand das Haus mit gemauertem Erdgeschoss und Sichtfachwerk im Obergeschoss, nachdem das Grundstück für mehr als ein halbes Jahrhundert unbebaut geblieben war. Es war die Zeit, als in der bürgerlichen Sphäre reiches Schmuckfachwerk in Mode war. Man kann ohne Weiteres sagen: Es war eine Blütezeit des Fachwerkbaus. Der Bäckermeister Hans Müller errichtete das Haus, ohne es aber selbst zu nutzen, doch sein Monogramm und eine Brezel als Handwerkszeichen erinnern noch an ihn.

Mitte des 18. Jahrhunderts gehörte das Haus dem Bürgermeister Jakob Molitor – vielleicht einem Nachkommen des Erbauers, der seinen Namen Müller vornehm zu Molitor latinisiert hatte. Verheiratet war er mit einer

Müllerstochter aus Burgellern, einer Schwester der stigmatisierten Bamberger Nonne Columba Schonath. Einer seiner Nachkommen war der hier 1805 geborene Stephan Molitor, der in die USA auswanderte und Mitbegründer der „New Yorker Staatszeitung“ und später Herausgeber des „Volksblatts“ in Cincinnati wurde.

Diese Geschichten und viele mehr wissen die Eheleute Manuela und Roland Dorscht zu berichten, denn sie besitzen dieses Haus nicht bloß, sie haben seine Geschichte durchdrungen, haben sie freigelegt und zum Strahlen gebracht.

Das Haus stammt aus der Familie von Frau Dorscht. Ihr Vorfahr, der Schneider Joseph Greif, kaufte es um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Seine Nachkommen, die hier wohnten, waren über drei Generationen hinweg Schlossermeister – davon zeugt der überdimensionierte Schlüssel über der Haustür, den der Sohn des Käufers, Andreas Greif, dort anbrachte.

Von außen sah das Haus schon vor der Sanierungsmaßnahme der letzten Jahre recht schmuck aus. 1990 wurde das Fachwerk freigelegt, die Wände frisch gestrichen, neue Fenster im Erdgeschoss eingesetzt. Nur die unpassenden, wohl in den 60er Jahren angeschafften Obergeschoss-Fenster störten.

Doch als sich die Eheleute Dorscht an die Sanierung machten, erlebten sie unliebsame Überraschungen. Im Innern hatten die früheren Eigentümer es gut gemeint seit den 1960er Jahren, aber sie hatten dabei schlecht gehandelt. Die Wände waren mit Gipskarton-Platten verblendet, die Decken abgehängt, die Böden mit Laminat und Teppichboden belegt, alte Türen durch neue Türen aus Pressspan ersetzt. Und hinter der Wandverkleidung war es feucht, ein ideales Klima für Schimmel.

Zunächst galt es, alle unsachgemäßen Zutaten zu beseitigen. An die 150 Tonnen Bauschutt kamen dabei zusammen. Dann wurden die feuchten Erdgeschosswände trockengelegt und sachgerecht isoliert. Das Haus erhielt geteilte Fenster, die zu seinem Charakter passten. Neue Versorgungsleitungen wurden gelegt, und zwar mit Rücksicht auf den Bestand – lieber ein paar Meter Kabel mehr als einen Eingriff in die Wand, das läppert sich zusammen. Für die Wohn- und Büronutzung waren zusätzliche Türöffnungen nötig, aber die Eheleute Dorscht achteten genau darauf, dass dabei nicht unbeschädigte historische Wände beeinträchtigt wurden. Um das zu vermeiden, änderte man die Planung bei Bedarf noch während der Baumaßnahmen. Viel alte Substanz im Innern war nicht erhalten, doch die vorhandenen Balken-Bohlen-Decken wurden sorgsam freigelegt. Alte Putze oder Farbfassungen waren nur vereinzelt auszumachen, aber eine entdeckte Bordüre bildete das Muster für eine neue Schablonenmalerei im alten Stil. Das zeichnet die Baumaßnahmen aus: dass sich Manuela und Roland Dorscht bemühten, historische Qualitäten, wenn sie nicht mehr vorhanden waren, modern nachzubilden. Das zeigen etwa die neuen Eichendielenböden.

Vorhandene Nebengebäude und Einfriedungen wurden abgebrochen und durch Neubauten ersetzt, und zwar in stimmiger Form und in passender Kubatur, die sich dem Altbau klar unterordnet.

Die Kosten für die Sanierungsmaßnahmen waren mit 340.000 Euro beträchtlich, zumal dem kaum öffentliche Förderungen gegenüberstanden. Noch beeindruckender ist freilich die Eigenleistung: Frau Dorscht, Herr Dorscht und sein Vater – ehemals auf dem Bau tätig –, sie wandten

insgesamt 7000 Arbeitsstunden auf. Um dies zu schultern, verkürzte Roland Dorscht sogar seine Dienstzeit und verzichtete damit auf Einnahmen.

Liebe Frau Dorscht, lieber Herr Dorscht! Angesichts dieses Einsatzes, der das Stadtbild von Scheßlitz an einer vielbefahrenen Ecke spürbar aufgewertet hat, verleiht Ihnen die Oberfrankenstiftung den Denkmalpreis.

Stark beeindruckt hat den Stiftungsrat die Leistung von Krystina und Reinhard Stegert in Marktredwitz. Sie haben nicht nur zur Verschönerung der Stadt beigetragen, sie haben ein Baudenkmal aus dem frühen 20. Jahrhundert vor dem scheinbar sicheren Untergang gerettet.

Im Herbst 2010 kauften die Eheleute Stegert die Geyer-Villa mit einem 1,5 Hektar großen Park am Rand von Marktredwitz, in der Thölauer Straße. Es ist ein ungewöhnlicher Bau, den sich der Fabrikant Hermann Geyer 1904 errichten ließ: ein Schwarzwaldhaus, mitten im Fichtelgebirge, mit einem weit vorgezogenen Halbwalmdach. So jung es ist, auch dieses Haus hat viel zu erzählen: Ab 1938 gehörte es der Rosenthal AG, und Philip Rosenthal nutzte die Villa nach dem Krieg als Sitz der Geschäftsführung, in dem er auch mancherlei Prominenz empfing. Aus der Rosenthal-Zeit stammt ein Luftschutzbunker im Garten, heute Abstellraum für Blumentöpfe.

Wenige Jahrzehnte später war die glanzvolle Zeit vorbei. Die Porzellanfabrik Kerafina, der das Anwesen seit 1965 gehörte, nutzte es als Wohnheim für Gastarbeiter. Die Eigentümer sahen die Qualitäten nicht oder wollten sie nicht sehen, sie teilten mit Leichtbauwänden Wohnungen ab und bauten unsachgemäß Bäder ein, durch undichte Leitungen ein Keim des

nachherigen baulichen Niedergangs. Später war die Villa für wenig Geld an WGs vermietet. Es kam Stück für Stück herunter. Schließlich stand es ein Jahrzehnt leer und verlotterte vollends.

Als die Eheleute Stegert das Haus kauften, bot es ein Bild des Jammers: Der Schwamm hatte sich im Gebälk eingenistet, ein Teil des Dachs war eingestürzt; an einer Ecke konnte man vom Erdgeschoss aus durch den ersten Stock und den Dachboden hindurch den Himmel sehen. Türen waren eingetreten, das Parkett war zerschlissen, Unrat lag herum, der Park war zur Wildnis geworden. Keine Frage, der Untergang stand bevor. Wer würde sich dieser Ruine annehmen?

Aber Krystina und Reinhard Stegert sahen nicht die Schäden, sondern die Substanz; sie erkannten die verborgene Qualität des Hauses – und vor allem: Sie verliebten sich (fast möchte man sagen: Hals über Kopf) in das verwunschene Anwesen. Sie kauften es von der Stadt, die es 2007 aus der Konkursmasse der Kerafina ersteigert hatte, und sie machten sich an die Arbeit – neben dem strapaziösen Berufsalltag, den Herr Stegert als selbstständiger Zahntechniker mit zwei Werkstätten und Frau Stegert als Zahnärztin mit eigener Praxis haben.

Die Abende, die Wochenende, die freien Tage verbrachten sie hier und reparierten. Um die 12.000 Stunden haben sie aufgewandt, mehr als 600.000 Euro obendrein – dem standen nur Zuschüsse von 45.000 Euro gegenüber. Krystina und Reinhard Stegert sind eingetaucht in die Geschichte des Hauses, um es zu verstehen, haben alte Pläne und Fotos studiert, den Bestand analysiert und mit der betagten Tochter des Erbauers, die in Würzburg lebt, gesprochen; hier ist eine Freundschaft gewachsen.

Erst wurden die groben, konstruktiven Schäden behoben und das Dach abgedichtet. Ein maroder Anbau wurde Stück für Stück abgetragen und rekonstruiert. Dann kam im Innern eine Unmenge an Feinarbeit. Neue, unpassende Zutaten wurden beseitigt – allein zwei Eimer voll wild eingeschlagener Nägel –, die Malerei in der Bibliothek wurde restauriert, die wertvollen Intarsienböden in Feinarbeit ergänzt, die Fensterrahmen repariert und neu verglast, die Holzteile fein säuberlich abgeschliffen, Beschläge und Griffe sorgsam gereinigt. Ohne Frage kam Herrn Stegert da sein handwerkliches, feinmotorisches Geschick zugute. Was nicht mehr vorhanden war, wurde sensibel ersetzt, durch angekaufte historische Teile oder durch stilistisch passende Stücke.

Dabei wurde aber nicht rückwärtsgewandt gearbeitet. Das Dachgeschoss für den Sohn hat ein durchaus modernes Gesicht, denn hier gab es keine historische Gestaltung, die zu bewahren gewesen wäre.

Herausgekommen ist ein Haus, das die Großzügigkeit und Wertigkeit der Industrienvilla erkennen lässt, das zugleich durch seine Einrichtung mit klassischen Möbeln eine hohe Wohnqualität besitzt. Vornehm und zugleich urgemütlich ist es in dieser Villa.

Und uns kann dieses Haus – das die Eigentümer auch schon einer breiten Öffentlichkeit präsentiert haben, nämlich in einer Fernseh-Dokumentation im Frühjahr 2013 –, uns kann dieses Haus weiter Geschichten erzählen aus der großen wirtschaftlichen Vergangenheit des Fichtelgebirges.

Ihnen, der Familie Stegert, geht die Arbeit nicht aus. Denn das Garagengebäude für drei Limousinen, das für sich schon Geschichten birgt, ist in Arbeit, und der Park ist trotz allen bisher Geleisteten noch unvollendet, trotz der 500 Meter Zaun, trotz der Erdarbeiten, trotz der

Pflanzungen. Aber der Park wird ohnehin eine dauernde, man könnte sagen: eine stetig nachwachsende Aufgabe darstellen.

Liebe Frau Stegert, lieber Herr Stegert! Nun ist es aber erst einmal an der Zeit zurückzuschauen auf das Geschaffte und Geschaffene, und dies ist – namentlich dank Ihres hohen Mittel- und Arbeitseinsatzes – überaus beeindruckend. Deshalb verleiht Ihnen die Oberfrankenstiftung ihren Denkmalpreis 2014.